

## ZUR GUTENBERGFORSCHUNG

Die Schriften über Gutenberg und seine Erfindung sind wiederum um eine vermehrt worden: Gustav Mori, der Gutenbergforscher, erweiterte seinen Vortrag, den er auf der Hauptversammlung der Gutenberg-Gesellschaft in Mainz am 26. Juni 1920 hielt. Er ließ ihn aus Ehmke-Schriften setzen, mit zwölf Tafeln versehen und in vorzüglicher Ausstattung in der Hausdruckerei der Schriftgießerei D. Stempel, A.-G. (Frankfurt a. M.), drucken. Den Verlag übernahm die Gutenberg-Gesellschaft in Mainz, die das äußerst lehrreiche Werk: „Was hat Gutenberg erfunden? Ein Rückblick auf die Frühtechnik des Schriftgusses“, für 20 M. herausgibt. Zu beziehen ist das Buch durch den Verlag des Bildungsverbandes. Ein besonderer Vorzug dieses Werkchens ist sein geringer Umfang, der aber nicht hindert, das vorgesteckte Ziel so ausführlich wie möglich zu behandeln. In unserer schnelllebigen Zeit finden wir nicht mehr genügend Muße, neben der Berufsarbeit dickbändige Werke zu wälzen. Handlichkeit und Übersichtlichkeit sind hochgeschätzte Vorzüge aller derartigen Werke. Das vorliegende hat diese Vorzüge in hohem Maße. Wir unterstreichen vor allem den Satz, den der Verfasser im Vorwort prägte: „Der Fachmann selbst hat sich, abgesehen von einigen Ausnahmen, viel zu wenig mit der Frühgeschichte seines Berufs befaßt; wenn er ihr aber dennoch nachging, sich durch mißverständliche Berichte von Personen des Gutenbergischen Kreises zu falschen technischen Rückschlüssen und Voraussetzungen verleiten lassen.“

Wie viele Kollegen haben zum Beispiel darüber nachgedacht, daß vor dem Druck der ältesten Blätter aus Gutenbergs Presse zunächst die Schriftschneiderei und der Typenguß erfunden werden mußten? Gustav Mori versucht in seinem Werke, diese Verfahren zu ergründen, wie die Entstehung „aller Wahrscheinlichkeit nach vor sich ging, wie sich ihre weitere Vervollkommnung gestaltete“. Er gibt keine völlig erschöpfende Darstellung des äußerst schwierigen, dafür aber desto mehr anregenden Gebiets und entschuldigt sich bei den Lesern, die gern ein näheres Eingehen auf bibliographische Einzelheiten gesehen hätten. Als Angehöriger des Buchgewerbes will er die Ergebnisse einer langjährigen Forschung in der Geschichte des eignen Berufs der Öffentlichkeit unterbreiten. Er versicherte sich bei seinen Arbeiten der Unterstützung vieler namhafter Männer, so vor allem des Justizrats Dr. jur. et phil. h. c. E. J. Haebelin (Frankfurt a. M.), der „in entgegenkommendster Weise nicht nur die ausgiebige Benutzung der von ihm als Nachkommen der berühmten Frankfurter Schriftgießerfamilie Luther treulich verwahrten und einzig dastehenden Inventare dieses für die Geschichte des Schriftgießergewerbes hochbedeutungsvollen Unternehmens gestattete, sondern auch als hervorragender Kenner des römischen Münzwesens nach Einsichtnahme meiner Sandgussversuche es nicht unterließ, auf die gleichartige Sandgusstechnik der gegossenen römischen Münzen besonders aufmerksam zu machen, die nach einem Originalbeispiel des Museo Civico zu Bologna in derselben Weise wie der spätere Typensandguss erfolgte“. Professor Dr. Jodler (Wiesbaden), dann der Direktor der Frankfurter Stadtbücherei, Geheimrat Professor Dr. Ebrard, sowie Professor Dr. E. Sarnow liehen ihm weitgehende Unterstützung und Förderung in seinen oft schwierigen Arbeiten. Besonders verdient machten sich die beiden Direktoren der Stempelschen Schriftgießerei, D. Stempel und W. Cunz, die es ermöglichten, die oft recht kostspieligen Versuche des Verfassers durchzuführen. Die kleine Veröffentlichung soll dazu beitragen, „das Verständnis des Werdens der Kunst Gutenbergs zu vertiefen, die wie keine andre Erfindung deutschen Geistes im Laufe der Jahrhunderte zu einem Gemeingut der gesamten Kulturwelt herangewachsen ist“.

Zum Ausgangspunkt seiner Darlegungen nimmt der Verfasser den Holztafeldruck und den Holzschnitt; er schildert die Schwierigkeiten des Druckverfahrens infolge der Weichheit des Holzes, wodurch oftmals vor Fertigstellen der Auflage die Holzstöcke unbrauchbar wurden. Man sann infolgedessen auf Mittel, eine widerstandsfähigere Nachbildung des Holzstocks zu erhalten. Das führte zur metalltechnischen Vervielfältigung durch das alte Sandgussverfahren, das bereits im 13. Jahrhundert in hoher Blüte stand, wie die zahlreichen Münzen und vornehmlich die erhaltenen Grabplatten aus jener Zeit erweisen. Der Verfasser schildert dann die Technik des Sandgusses und kommt zu dem Ergebnis, daß diese Technik auch höhergestellten Ansprüchen, unter gewissen Voraussetzungen sogar zur Vervielfältigung einer Gattung von Holzschnitten, die unter der Bezeichnung „Schrottdrucke“ zusammengefaßt werden, vollauf genügen konnte. Er bringt dafür einige Beweise herbei und sagt dann auf Seite 16: „Aber auch noch ein anderer Grund legte den Umweg des Schrottdrucks vom Holzschnitt über das Sandgussverfahren nahe. Die Technik dieser

Drucke, bei denen die Aufhellung eines dunklen Hintergrundes durch das Punzeisen erfolgt, schließt einen direkten Metallschnitt aus. Durch die bei dem Einschlagen des Punzeisens in Metall erfolgende Verdrängung wird der aufgehellte Hintergrund uneben, d. h. die Ränder der durch das Punzeisen erzeugten Tiefen gehen hoch. Diese Unebenheiten lassen sich ja durch den Schaber beseitigen, aber die betreffende Partie kommt dadurch tiefer zu liegen, druckt also noch schwerer aus, da die Strichpartien ihre ursprüngliche Höhe behalten, während bei dem etwaigen ‚Eingehen‘ der im Sandgussverfahren gewonnenen Platte der Übergang allmählich erfolgt. Bei dem Aufhellen eines dunklen Hintergrundes in Holz ist ein Unebenwerden der betreffenden Fläche nicht zu befürchten, da hier bei dem Einschlagen des Punzeisens in das bedeutend weichere Material etwa entstehende Unebenheiten kaum merkbar sind.“

So schildert der Verfasser auch die Unterscheidungsmerkmale zwischen Holzschnitt und Metallschnitt, deren Drucke oft schwer zu unterscheiden sind. Er zeigt weiter, wie sich die Holzschnitttechnik dem Schriftschneiden besonders zuwendet und wie Holzschneidplatten schließlich in einzelne Teile zerlegt und von diesen wieder die einzelnen Buchstaben als Modelle für das Sandgussverfahren dienten. Durch die mitgeteilten technischen Erläuterungen gewinnen wir die Grundlage zu dem Werdegang der Erfindung des Schriftgusses durch Gutenberg. Aber dem Sandgussverfahren haften erhebliche Mängel an. „Die ständig zunehmende Vervollkommnung der Gutenbergischen Frühdrucke zeigt das Ringen Gutenbergs nach Verbesserung der Technik, das wiederum Rückschlüsse gestattet auf das unablässige Bemühen, die dem Sandgussverfahren anhaftenden Mängel zu mildern.“ So kommt Gutenberg allmählich zur Metallgießform aus Messing oder Bronze, der Matrize, die herzustellen einstweilen noch sehr schwierig war, weil nur Holzstempel vorhanden waren. Im Jahre 1436 sehen wir ihn in Verbindung treten mit dem Frankfurter Goldschmied Dünne, der einer alten Goldschmiede- und Münzstempelschneiderfamilie entstammte und ihm wahrscheinlich schon Metallschriftstempel lieferte, die er zur Herstellung der Metallgussformen benutzte. Erwiesen ist das allerdings nicht. Ebenso dunkel ist die Beschaffung der Siebinstrumente. Allerdings versucht der Verfasser ziemlich überzeugend nachzuweisen, daß auch sie Gutenbergs Erfindung seien; er beschreibt sie ziemlich genau, und die Abbildungen auf den Tafeln ergänzen diese Beschreibungen. Die Arten der Typen Gutenbergs werden gezeigt, und technische Einzelheiten über Signatur und Tiefe des Schriftbildes sowie Höhe des Regels dienen zur Vollständigkeit. Zwischendurch spielen die geschäftlichen Nöte Gutenbergs in das Technische hinein, belegt mit Angaben aus vielen jetzt noch vorhandenen Aktenstücken. Allmählich kommt der Verfasser zu dem Schluß: „Gutenbergs Tatkraft und Ausdauer, seinem zähen Verfolgen des Zieles, das er sich schon im Jahre 1436 in Straßburg gesteckt hatte, verdankt die Welt eine der herrlichsten Taten des menschlichen Genies, und solange es gedruckte Bücher gibt, bleiben diese stets redende Zeugen für Johann Gutenberg aus Mainz und die von ihm erfundene Kunst des Druckens mit einzelnen, aus unveränderlichen Formen gegossenen Lettern.“

Wenn wir unsern Kollegen das Büchlein zur Anschaffung empfehlen, so tun wir es in dem Bewußtsein, daß sie manches daraus lernen können. Actus (Berlin)

Anlässlich der Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen am 16. Oktober 1921 in Berlin widmete die Schriftgießerei H. Berthold, A.-G. (Berlin), den Teilnehmern einen splendid und fein ausgestatteten Band: „Der Schlüssel zur Erfindung der Typographie“. Es ist die Übersetzung des dritten Kapitels aus dem Werke des bekannten amerikanischen Fachmanns Theo. L. De Vinne: „The Invention of Printing“, das im Jahre 1876 bei Francis Hart & Co. in Newyork erschien. Der Autor vertritt die Ansicht, daß Gutenberg mit größerem Rechte von den Schriftgießern beansprucht werden könne als von den Buchdruckern, weil das Siebinstrument und die mit diesem hergestellten beweglichen Lettern zuerst von dem Erfinder der Typographie geschaffen wurden. Mit besonderer Sorgfalt besorgte Dr. Oskar Jolles (Berlin), der seit Jahren in der Schriftgießerei steht, die Übertragung ins Deutsche, um sie den Fachkreisen und Bibliophilen nahe zu bringen. Einige neue Holzschnitte, darstellend den Stempel, die Matrize und das Siebinstrument, veranschaulichen die Technik. Drei Wiedergaben von zwei älteren Holzschnitten und einem seltenen Kupferstich aus dem Jahre 1698 geben ein Bild von der damaligen Schriftgießerei. Diese Illustrationen beleben die tadellos aus der Antiqua „Augustea“ gesetzten Buchseiten, auf feinem weißen Papier und einem soliden Einband.